

Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Hildesheim
an Dr. Josef Homeyer
Bischof em. von Hildesheim

am 27. Juni 2005

Stadtflucht macht frei

Im Jahre 1262 erließ der Rat der Stadt Siena eine Verordnung, dass jährlich 100 Familien, die draußen auf ihren Landsitzen lebten, sich innerhalb der Stadtmauern ein Haus bauen sollten. Um besonders mächtige Familien anzulocken, unterstützte die Kommune einen Neubau oder gewährte zumindest Steuerfreiheit.

Heute machen moderne Kommunen ihren Bürgern längst ähnliche Angebote, nur in umgekehrter Richtung. Seit den sechziger Jahren locken Randgemeinden die Städter mit gesetzlichen Bauerleichterungen, billigen Grundstücken, Steuervergünstigungen und kostenloser Infrastruktur dorthin, wo der Traum vom *Eigenheim im Grünen* noch Wirklichkeit werden kann. Diese Randwanderung hält nach offiziellen Angaben des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung nach wie vor an. Kennzeichen der Siedlungsentwicklung in Deutschland ist unverändert die „weitere großräumige städtische Dekonzentration und anhaltende Suburbanisierung“.

1. Trotz eines Bevölkerungszuwachses – bezogen auf die alten Bundesländer – von 7,8 % seit 1980 haben die Kernstädte seitdem 0,5 % an Bevölkerung und 4,3 % an Arbeitsplätzen verloren.

Dass diese Schrumpfung auf den ersten Blick relativ gering ausfällt, rührt allein von der starken Zuwanderung aus Ostdeutschland und aus dem Ausland her, die die einheimische Randwanderung ausgeglichen hat. Drastischer wird das Bild, wenn man vergleicht, dass im selben Zeitraum die westdeutschen Verdichtungsräume und das weitere Umfeld um 36,5 % an Bevölkerung und 49,6 % an Arbeitsplätzen zugenommen haben.

Nach der ersten Welle der Suburbanisierung des Wohnens in den sechziger Jahren kam die zweite Stadtflucht des produzierenden Gewerbes in den siebziger Jahren. Als in den achtziger Jahren genügend Konsumenten und Arbeitskräfte im Umland lebten, zogen auch die Einkaufsmärkte und Dienstleistungsunternehmen, Ärztezentren und Versorgungseinrichtungen hinterher. Seitdem die Shopping-, Büro- und Gewerbeparks auf der sauren Wiese mit eigenen Freizeit- und Unterhaltungsangeboten locken, haben sich die stadtfernen Siedlungen so

erfolgreich von den Zentren abgekoppelt, dass Sozialwissenschaftler von einer neuen und vielleicht letzten Stadtepoche sprechen: der „Exurbanisierung“. Nachdem es Jahrhunderte lang geheißen hatte „Stadtluft macht frei“, müsste es heute lauten „Stadtflucht macht frei“. Stadtflucht, so scheint es, ist die letzte große Befreiungsbewegung des 20. und 21. Jh., sagen Kritiker sarkastisch.

Mit einem halben Jahrhundert Verspätung holt Deutschland damit nach, was die Vereinigten Staaten seit den dreißiger Jahren planmäßig vorexerziert haben:

Eine durch staatliche Wirtschaftspolitik und private Konsumansprüche angeheizte Dezentralisierung der Siedlungs- und Industriegebiete, der zufolge heute zwei Drittel aller amerikanischen Arbeitsplätze und fast ebenso viele Wohnstätten fernab der ursprünglichen Zentren liegen und dort neue Randstädte bilden. An Wirtschaftskraft sind diese peripheren Siedlungsgebiete in Europa und Nordamerika den historischen Kernstädten häufig weit überlegen. Aber es stellt sich doch die Frage, was im 20. Jh. passiert ist, dass die Stadt als eine Form des räumlich und sozialkonzentrierten Zusammenlebens, die über viele Jahrhunderte kulturprägend war, so plötzlich und geradezu lustvoll von vielen als Auslaufmodell angesehen wird.

Die Ökonomen wissen ausführliche Gründe für Standortpräferenzen der Unternehmen anzugeben, und die Soziologen kennen die gesellschaftlichen Gründe für räumliche Polarisierung und soziale Desintegration. Kaum jemand widmet sich bislang der Frage, ob die reale Auflösung der Städte nicht ebenso mit einer geistig-kulturellen Veränderung unserer Gesellschaft zu tun haben könnte.

2. Historisch besteht ohne Zweifel ein enger Zusammenhang zwischen Städtebau und dem Denken der jeweiligen Zeit. In der Geschichte des Abendlandes ist noch jede Gesellschaftsidee zunächst in städtebaulichen Formen dargestellt worden, vom himmlischen Jerusalem bis zu Campanellas „*Citta del sole*“ oder Thomas Morus „*Nuova Atlantis*“.

Die Gründungsmanifeste des Bauens haben die Stadt und ihre Bauten immer als Verkörperung des Denkens und das Denken selbst immer als Städtisches begriffen. Und entsprechend steht mittelalterliche und neuzeitliche Philosophie metaphysisch wie architektonisch ganz im Spannungsfeld der beiden Stadtarchetypen: des stadtfeindlichen Typus der Hure Babylon und des stadttutopischen Typus des himmlischen Jerusalem. Deshalb wird das religiöse Bild des neuen Paradieses nicht nur als eine Rückkehr zu einer ursprünglichen Natur, sondern stets auch in Form einer idealen Stadt vorgestellt.

Beides, die Rückkehr zur ursprünglichen Natur, wie die Errichtung einer endgültigen Stadt sind – typisch jüdisch-christlich – Verheißungen an die Communio, die Gemeinschaft, nicht nur an den Einzelnen. Weltordnung wurde immer auch in Stadtbegriffen gedacht. Deshalb war die Stadt niemals nur ein faktisches soziales oder ökonomisches System, sondern immer auch ein normativer Anspruch des Zusammenlebens.

3. Heute jedoch gehören der in Lettern geschriebene und der in Stein gehauene Diskurs nur noch auf eine negative Weise zusammen. Zwischenstadt, Chaos-Stadt, verstädterte Landschaft sind zentrale Begriffe der Ideologiekritik am zunehmenden Bedeutungsschwund der entvölkerten Zentren, worauf diese Kritik eine Aufwertung der Peripherien und die Durchdringung von Stadt und Land zur sogenannten Stadtlandschaft fordert. Das ist ein gewaltiger Umschwung im Stadtdenken.

Der Philosoph Joachim Ritter beschreibt die Verachtung der städtischen Zivilisation seit Nietzsche. Und er sieht Heideggers Denken auf „Holzwegen“, Jüngers „Waldgänger“ „Spenglers „Landschaft als Ursprung“ in der gleichen Geschichte der Abkehr von der Zivilisation, ebenso wie Tolstois „Rückkehr zur Einfalt des Bauern“ oder Gauguins Flucht zu den Primitiven der Südsee.

Die heutige Gefahr einer Auflösung wie auch gedankliche Entwertung der Stadt und ihrer gebauten Mitte als sinngebender Instanz hat ihre Entsprechungen in der zeitgenössischen Philosophie, z. B. in der Metaphysik der Leere und der Absenz der französischen Poststrukturalisten. In der Architekturdiskussion heute überrascht die Orientierung an einer nie dagewesenen Fülle von biologischen und physikalischen Theorien. Um eine der skurrilsten naturalen Metaphern des englischen Architekten Cedric Price zu zitieren, der einmal die drei Hauptstadien des Stadtwachstums mit den drei Zubereitungsarten des gemeinen Hühnereis verglichen hat: Die befestigte Stadt bis zum Barock gleicht einem gekochten Ei in fester Schale. Von der industriellen Revolution an zerfließen die Stadtränder wie bei einem Spiegelei. Und die heutige postindustrielle Stadt wird zum Rührei, in dem Zentrum und Peripherie völlig vermischt sind. Oder ein japanischer Architekt beschreibt – in Anlehnung an einen französischen Philosophen – die moderne Stadtstruktur mit dem Bild der „Rhizome“, also jene Wurzelgeflechte in der Natur, die ohne zentrierende Ordnung, aber mit größter Verdichtung wuchern und die nichts als ihren eigenen Abraum, ihre Schlacke produzieren.

Das Resümee dieser Entwicklung seitens der Städteforscher, etwa vom Stuttgarter Städtebauinstitut, klingt sehr fatalistisch: „Genauso wie ein Kristall nicht in Quadratform wächst, genauso müssen wir akzeptieren, dass heutige Städte keine

Idealformen mehr erreichen, weil wir nicht länger mit der rigiden Disziplinierung aller Bürger rechnen können...“.

4. Mittlerweile wollen auch Städtebauer und Raumplaner der Fortschrittskarawane stadtauswärts folgen. Man wendet sich ab von den weltweit akzeptierten Umweltstandards und Planungszielen, wie sie die UN-Stadtkonferenz „Habitat II 1996 mit der innerstädtischen Verdichtung festgeschrieben hatte. Zwar gibt es eine gigantische Ausweitung der Siedlungs- und Verkehrsflächen bei gleichzeitiger Auszehrung der Kernstädte; jeden Tag werden in der Bundesrepublik 100 bis 120 Hektar neuer Boden für Siedlungszwecke bebaut. Doch anstelle einer Kurkorrektur fordern die Forscher des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung, „auf die Herausforderungen der wachsenden Flächennachfrage nicht weiter defensiv zu reagieren, sondern sie offensiv anzunehmen, um die Vision einer nachhaltigen Stadtlandschaft“ und „neue Leitbilder der räumlichen Planung“ zu entwickeln. Sie meinen, dass die Nachverdichtung der Städte „sozial unverträgliche Folgen“ habe. Man spricht von einer flexibilisierten „Stadt der zweiten Moderne“, zu deren Verständnis eine „zweite kopernikanische Wende“ nötig sei: Die Abwendung vom überkommenen Zentralismus der alten Städte hin zu einer „planetarischen Sichtweise“ der Stadtregion mit ihren verstreuten „Sternsystemen“.

Angesichts der realen Siedlungsweise der Deutschen ist diese Forderung nach einer kopernikanischen Wende, die von der stadtzentrierten zur umlandorientierten Betrachtung übergeht, durchaus verständlich. Denn die insgesamt 83 deutschen Kernstädte, die noch mehr als 100.000 Einwohner zählen, bilden längst eine zivilisatorische Sonderform für lediglich ein Drittel der Bundesbevölkerung, also gut 25 Mill. Menschen, während die überwältigende Mehrheit in Kleinstädten, Agglomerationsräumen, verdichteten Kreisen und dem ländlichen Raum lebt. So könnte man die stadtplanerischen Reurbanisierungsbemühungen als wirklichkeitsfremd oder gar als elitär abtun, weil sie an der Lebenswirklichkeit von 75 % der deutschen Bevölkerung vorbeigehen.

Allerdings weisen die gegenüber dieser Entwicklung skeptischen Forscher auch auf dies hin: Es sind neben den klassischen Randwanderern in zunehmendem Maße so genannte „Suburbaniten“, die in den Randgebilden leben, also kinderlose Zwei-Personen-Haushalte zwischen 25 und 35 Jahren oder jüngere Kleinfamilien mit einem Kind und sämtlich mit überdurchschnittlich hohem Haushaltsnettoeinkommen.

Längst lebt über die Hälfte der Deutschen in diesen sogenannten „grünnahen Wohnumfeldern“. Zwar ist erwiesen, dass die Wirtschaftskraft dieser Gebilde häufig

weit über derjenigen der ausgezehrten Zentren liegt, aber wie sehr die periphere Produktivität auf den sehr externalisierten Kosten für Umweltlasten und Infrastruktur beruht, die von der Allgemeinheit getragen werden, hat noch kein Stadtforscher ernsthaft untersucht. Zu den verdeckten und offenen Subventionen für den Bereich der peripheren „Planetensysteme“ gehören Erschließung, Versorgung und Verkehrswegebau bis hin zu den „Zersiedlungsprämien“ in Form der - im Vergleich zu den Städten – doppelt so hohen Eigenheimförderung sowie den (zumindest bisher) lukrativen Kilometerpauschalen.

Die Stadtflucht als Abstimmung mit den Füßen beruht also auf einer Vielzahl von fiskalischen, ökonomischen und konsumorientierten Vergünstigungen, die bislang noch niemand in Frage gestellt hat.

Von Kritikern dieser Entwicklung wird – und nicht ganz zu Unrecht – darauf hingewiesen, dass die Soziologie ihre ganze kritische Kraft konzentriert auf die Analyse der Sonderlebensform in Großstädten, aber keine vergleichenden Untersuchungen über die Lebensweise von drei Vierteln der Bevölkerung durchführt. Es gibt einen eindrucksvollen Sammelband „Die Krise der Städte“ in denen von Polarisierung, ethnischer Segregation, sozialer Desintegration in deutschen, europäischen und nordamerikanischen Großstädten gesprochen wird. Es gibt aber keine korrespondierende Studie zum Thema „Die Krise des Landes“ deren Ergebnisse man nicht einmal zu erraten vermag. Völlig unbegreiflich ist mir die Äußerung eines führenden Architekten, dass Raumforscher und Städtebauprofessoren keineswegs über neue Leitbilder verfügen für die zersiedelten Landschaften deutscher Zwischenstädte, hinsichtlich derer man geradezu von einer städtebaulichen Unterentwicklung sprechen müsse.

5. Was ist also zu tun angesichts dieser Entwicklung?

Bleibt nach dem möglichen Untergang der städtischen Zentralgestirne dann tatsächlich nur noch die letzte Flucht in die „urbanen Planetensysteme“ der Zwischenstadt? Die traditionelle Stadt, nicht nur die europäische, ist ein über Jahrhunderte entstandenes städtebaulich soziales und kulturelles Gesamtkunstwerk, das durch Jahrhunderte Kultur, die Gesellschaft, die Menschen getragen und geprägt hat. Es wäre gewiss ein fataler Irrtum; zu glauben, dass das Zusammenleben in den räumlich und sozial dichten großen Städten zivilisationsgeschichtlich überholt wäre. Gerade in der Globalisierungsdebatte der Stadtforschung, die den Auswirkungen der informationellen, modernen Produktions- und Konsumtionsweisen nachgeht, spielt der Begriff der „Relokalisierung“ eine wachsende Rolle. Ein anerkannter amerikanischer Soziologe, Michael Storper, hat in seinem Buch „The Regional World“

herausgearbeitet, dass die grundlegende „soziale und ökonomische Reflexivität, Unverändert auf stadtstrukturelle Kohärenz und räumliche Nähe angewiesen ist. Ebenfalls zeigt der ungeheure Verstärkerungsdruck in den Mega-Citys der 3. Welt, dass auch die Produktivität und Arbeitsteiligkeit selbst informeller Armutsökonomien existentiell auf städtische Vergesellschaftungsformen angewiesen bleibt. Allerdings – man muss sich auch vor jeder Idealisierung des räumlich und sozial konzentrierten Zusammenlebens in großen Städten hüten, weil sie zunehmend zu Kristallisationspunkten neuer Konflikte und Disparitäten werden, die sich mit herkömmlichen kommunalpolitischen Instrumenten nicht mehr bewältigen lassen. Aber es kommt darauf an, diese Verwerfungen in europäischen Städten nicht als Grund für die gigantische Abwanderung aus den Zentren zu sehen, sondern auch als Folge der Abwanderung. Der Exodus der Leistungsträger führt zuallererst zu jener Entmischung und Degradierung der Zentren, deren Funktionstüchtigkeit in einer negativen Rückkoppelung rapide abnimmt.

In der Philosophie, Stadttheorie und Soziologie wird einer Stadtvorstellung gedacht, wie sie in der Wirtschaftspolitik, Raumplanung und Stadtpolitik mit ihren deterministischen Zielsetzungen gemacht wird – mit den bekannten Folgen für den bedenklichen Zustand der Städte. Um nun bei der mühseligen Arbeit an der Rettung der Stadt dennoch nicht zu verzweifeln, sollte man ihr gegenüber eine ähnliche Haltung einnehmen, wie sie Walter Benjamin – er starb 1940 – gegenüber seinem Zeitalter gefordert hatte: Eine völlige Desillusionierung über die Epoche und ihre Städte und dennoch ein rückhaltloses Bekenntnis zur Stadt

Dem Christentum wird es nicht schwer fallen, in ein solches Bekenntnis einzustimmen. Schließlich ist das Christentum seinem geschichtlichen Werden nach eine Stadtreligion, so wie das Judentum eine Wüstenreligion seinem Ursprung nach ist. Die Christentumsgeschichte lässt sich gar nicht anders erzählen als eine Stadtgeschichte und umgekehrt: denken Sie sich doch aus Hildesheim alle Kirchtürme weg: dies wäre nicht mehr Hildesheim, dies wäre eine Nummer auf der globalen Landkarte. Und wie eng Stadt und Religion miteinander verknüpft sind, zeigt sich in den architektonischen Anlehnungen großer Rathäuser an den Baustil der Kirchen: Selbst in der offensichtlichen Konkurrenz von Bürgertum und Klerus, von Rat und Domkapitel, bleibt man der gemeinsamen Idee christlicher Prägung und Geschichte der Stadt miteinander verbunden.

Von den Hauskirchen in den antiken Städten, über die Revolution des Ordenslebens durch Franziskaner und Dominikaner im 13. Jahrhundert – hinein in die Städte!, hin zum Elend der ersten städtischen Proletariate! – bis hin zum Segen des Papstes in säkularistischer Erkaltung. Dieser Segen, urbi et orbi: Der Stadt und dem Erdkreis: Glaubensgeschichte schreibt Stadtgeschichte. Auch heute: Das Netzwerk der

Gemeinden, der Caritas und Diakonie prägt Zusammenhalt und Solidarität der Bürger. Aber hätte ich als Christ und frischer Bürger einige Wünsche offen, dann würde ich für die Stadt Hildesheim diese nennen, um die enge Verbundenheit von Stadt und Kirche als Motor der Zukunft und Zukunftsfähigkeit Hildesheims zu benennen:

Erstens: In zehn Jahren soll Hildesheim die kinderfreundlichste Stadt Deutschlands sein.

Zweitens: Hildesheim wird eine liebenswerte Stadt sein, weil in ihr der Zusammenhalt der Generationen lebbar ist.

Drittens: In dieser Stadt wird es weiterhin soviel Bürokratie wie nötig und so wenig wie möglich geben. Sie ist subsidiär strukturiert und ermöglicht deshalb bürgerschaftliches Engagement. Denn die Zukunft wird nicht nur eine privatisierte sein, sondern muss eine zivilgesellschaftliche sein.

Viertens: Diese Stadt wird den Fremden in ihrer Mitte halten und nicht an den Rand drängen.

Und noch einmal, weil Jesus einmal in einem etwas überanstrengten Diskurs einfach ein Kind in die Mitte stellte: Mein größter Wunsch für diese unsere Stadt: Hildesheim soll in 10 Jahren die kinderfreundlichste Stadt Deutschlands sein. Lassen Sie uns die Gespräche hierzu beginnen.

Die Christen dieser Stadt werden Ihnen verlässliche und engagierte Partner sein!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, auf dem Lande aufgewachsen, habe ich den ländlichen Raum sehr geliebt und ich habe ihm lange nachgetrauert. Rund 50 Jahre habe ich in verschiedensten Städten gelebt, *die* Stadt immer mehr schätzen, die erlebten Städte lieben gelernt – allerdings, dies sage ich ohne jede Schmeichelei: Keine Stadt habe ich so lieben gelernt, wie das einfach wunderbare und nach meiner Überzeugung zukunftsfähige und zukunftswillige Hildesheim.

Umso mehr freut und bewegt es mich, Ehrenbürger dieser Stadt sein zu dürfen. Dafür danke ich dem Rat dieser Stadt noch einmal und Ihnen allen vielen Dank für Ihre bewundernswerte Geduld.